

Von der Freiheit eines Christenmenschen

Martinskirche Kirchheim-Teck

30. Oktober 2015

„Freiheit, Silberton dem Ohre,
dem Herzen groß Gefühl“. So hat Klopstock die Freiheit besungen.

Lassen Sie mich einmal ganz banal beginnen. Unser Leben besteht ja nicht zuletzt aus ganz Banalem. Und weil unser reales Leben hier zur Sprache kommen soll und bei Luther oft zur Sprache kommt, wage ich, hier in der Martinskirche so Banales zu erzählen.

Als ich in den frühen Sechzigerjahren in Bonn studiert habe, hatte ich eine Hauswirtin, die mich – aus welchen Gründen auch immer - sehr ins Herz geschlossen und die mich gern gelegentlich ein wenig bemuttert hat. Wahrscheinlich kam ich ihr ziemlich hilflos vor. Ich ließ mir das gern gefallen.

Eines Tages nahm sie mich beiseite und sagte mir, was ihr einst ihr Vater, als sie ein junges Mädchen war, gesagt hatte, auf was sie achten müsse bei der Auswahl ihres künftigen Mannes. Er sagte: „Sieh ihm nicht nur in die Augen. Er macht dir gewiss schöne Augen und täuscht dich. Sieh ihm hinten auf die Absätze seiner Schuhe. Wenn die abgelaufen und schief sind, einen solchen bringst du mir bitte nicht ins Haus. Denn ein solcher verjuxt nur und lässt verkommen, was ich für dich erspart habe. Also sieh auf die Absätze!“

Das meint wohl Jesus, wenn er von denen redet, die Mücken seihen und Kamele verschlucken, d.h. von denen, die das Wichtige in der Thora, Recht, Barmherzigkeit und den Glauben, beiseite lassen und Minze, Dill und Kümmel verzehren (Matth. 23,23f).

Ich würde dieses banale Beispiel hier nicht bringen, wenn nicht immer wieder unsere Mentalität von der Furcht vor schiefen Absätzen und anderen Äußerlichkeiten mehr geprägt wäre als von der Frage, wie wir wirklich Menschen zum Leben, zum Überleben, helfen könnten. Spätestens wenn wir im Fernsehen Mütter mit ihren kleinen Kindern durch den Dreck stapfen sehen – wie wäre es erst, wenn wir sie leibhaftig vor uns hätten! – oder wenn wir in der Zeitung lesen, Soldaten würden jetzt dann gegen sie eingesetzt – wie gut, dass ich nicht mehr Soldat werden kann; was würde ich tun? - , spätestens dann merken wir, dass dieses feinsäuberliche Trachten nach äußerlicher Korrektheit schlichtweg banal ist. Es macht uns unfrei, zwanghaft. Und es hindert uns, unsere Kräfte wirklich für Menschen einzusetzen.

Aber die Sorge des Vaters meiner Hauswirtin in Bonn verblasst ja völlig vor den Bildern, die uns einstweilen auf den Leib rücken. Haben wir bisher aus der Ferne bedauernd und durchaus besorgt zugesehen, wie der arabische Frühling fast überall in chaotischen Zuständen endet, haben wir bisher aber im Stillen gedacht: Syrien liegt weit weg, es wird ja nicht gerade uns treffen, so rückt jetzt das Elend massenweise und massiv auf uns zu. Wir fühlen uns gerade auch als Christen getestet. Einige spüren, dass wir bisher in einer Art Reservat gelebt haben. Das scheint bald vorbei zu sein. Einige nehmen allen Mut zusammen und sagen „Wir schaffen das“. Ich finde das tapfer. Wo doch jeder weiß, dass wir früher oder später an unsere Grenzen

stoßen. Die bereits ihre Grenzen spüren, sagen: Wir schaffen das nicht. Wir stoßen längst an die Grenzen unserer Kraft. Einige sagen das, obwohl sie bisher keinen Finger für die Asylbewerber oder sonst in Not Gekommene gerührt haben. Sie fürchten eben, in ihrem Trott gestört zu werden. Andere sagen es, weil sie mit ihren Kräften wirklich am Anschlag sind, sei es in der Arbeit für Asylbewerber, sei es in ihrer täglichen Sorge für andere hilflose Menschen, die sie täglich, vielleicht sogar stündlich zum Überleben brauchen.

Was bedeutet in diesem Fall Freiheit? Gar Freiheit eines Christenmenschen?

Am 3. Oktober kam in der großen Jubiläumsfeier „25 Jahre deutsche Einheit“ in der Frankfurter Paulskirche das Wort Freiheit in fast jedem Satz vor. So oft, dass ich fast eine Inflation des Wortes Freiheit fürchtete. Der Bundespräsident hielt eine gute Rede mit vielen bedenkenswerten Anregungen. Er sagte freilich in einem Nebensatz, man müsse künftig die Grenzen Europas besser sichern. Da hätte ich ihn gern gefragt, wie er das meint. Sollen wir 26 Jahre nach dem 9. November 1989 um Europa Mauern und Zäune bauen, um unsere hoch gepriesene und in der Paulskirche gefeierte Freiheit zu schützen? Oder meinte er unsichtbare, aber umso abschreckendere Zäune?

Man hat in jener Feierstunde die Freiheit hoch gepriesen. Aber welche Freiheit? Freiheit wovon? Und Freiheit wozu? Geradezu erleichtert war ich, als man zum Schluss nicht noch „Freude schöner Götterfunken“, die Freiheitshymne der Deutschen und Europas, gesungen oder gespielt hat. Mancher, der Schillers Text kennt, hätte bei den Worten „Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuss der ganzen Welt“ nicht gewusst, wohin sehen.

Ich bringe das hier, weil es unsere gegenwärtige Situation beleuchtet. Europa haben einige konstant und tapfer als Wertegemeinschaft beschworen. Ich auch. Jaques Delors Mahnung, wir sollten Europa eine Seele geben, trieb mich. Wir proklamierten, Europa sei nicht lediglich eine Wirtschaftsgemeinschaft. Es sei mehr. Der wesentliche Wert Europas sei die Freiheit. Aber kann man den Wert Freiheit mit Zäunen und Mauern schützen? Jeder von uns spürt, dass Europa in der Krise ist. Weniger weil Menschen anderer Herkunft massenweise zu uns flüchten. Sondern weil Europa drauf und dran ist, seine hoch gepriesenen Werte aufzugeben. Wir können nur Gott bitten, dass er siebenzig Jahre nach dem großen Weltkrieg Europa aus der Krise heraushilft.

In dieser Situation feiern wir morgen das Reformationsfest, das drittletzte in der Luther-Dekade. Was sagt uns Luther über die Freiheit? Und was würde die Freiheit, die er etwa in der Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ 1520 beschreibt, für uns heute bedeuten?

Martin Luther hat im März 1518 – übrigens erst nach dem Anschlag der 95 Thesen an die Schlosskirchentür in Wittenberg – das Evangelium wieder entdeckt, dass Gott uns gnädig und barmherzig ist allein aus Gnade, nicht aufgrund der guten Werke, die wir vollbringen. Das war für sehr viele Leute damals eine grandiose Befreiung. Denn viele fromme Christen häuften ein Leben lang gute Werke auf irgendein himmlisches Konto, um nach ihrem Tod am Jüngsten Tag vor Gott bestehen zu können. Sie versuchten, ihre Existenz vor Gott durch ihre Gut-taten zu rechtfertigen.

Und was sie Gott gegenüber zu tun versuchten, das haben sie mehr oder weniger taktvoll auch voreinander getan, indem sie dem modernen Slogan folgten: „Tue Gutes und rede darüber“.

Und was sie voreinander praktiziert haben, das haben sie auch vor sich selbst versucht. Das ist uns gar nicht so fremd. Etwa wenn einer einen Schlaganfall überstanden hat, bei dem ihm sterbensübel war und bei dem er doch letztlich ganz gut wegkam. Da hat sich mancher mit dem Titel von Thornton Wilders Theaterstück gesagt: „Ich bin noch einmal davon gekommen“. Jetzt will ich aber mein Leben vollends nützen und mit möglichst vielen guten Taten rechtfertigen, dass der Herrgott mich noch einmal dem Tod von der Schippe springen ließ. Wozu wenn nicht dazu hat er mir das Leben noch einmal gegeben?

Das klingt ziemlich gut. Und kaum einer von uns wagt es, einem Menschen, der so sein wiedergeschenktes Leben „rechtfertigen“ will, zu widersprechen. Aber wird er je genug getan haben, um sich sagen zu können: Jetzt bin ich so weit, jetzt habe ich die Tatsache, dass mir mein Leben wiedergeschenkt wurde, durch meine diakonische Aktivität gerechtfertigt? Wird er nicht sehr bald an enge Grenzen stoßen? Wird er sich dann quälen mit der Frage: Sehe ich meine Grenzen nicht viel zu eng? Ich frage mich: Ist das nicht der sicherste Weg, dass sich ein Mensch vollends kaputt macht?

Es hat am Beginn des 16. Jahrhunderts nicht jeder so einfältig und unkritisch sein Leben durch gute Werke allein rechtfertigen wollen. Der Mönch Martin z.B. war einige Zeit lang sehr beeindruckt von der so genannten *via moderna* oder Demutstheologie. Der überaus selbstkritische Martin Luther versuchte bis zum Exzess, demütig zu werden. Seine Demut sollte bis zur *resignatio ad infernum* gehen, bis dahin, dass er auf den

Willen, selig zu werden, verzichtet und von sich sagt: „Wenn Gott mich für ewig verdammen will, dann wird er schon wissen, warum. Und dann gebe ich mich damit zufrieden. Ich bejahe seinen Willen, was immer er über mir beschlossen hat“. Er hoffte, mit dieser Art Tötung seines Eigenwillens vor Gott halbwegs akzeptabel zu werden.

Jesus Christus hat er damals nur noch gefürchtet. Er sah ihn vor sich als Richter des Jüngsten Tages, der die letzte Falte meines Wesens durchblickt, dem ich nichts vormachen kann. Besser ich begegne ihm nicht. Schlimm genug, dass er mich jetzt schon durchschaut.

Seinen damaligen Zustand hat er sieben Jahre später so charakterisiert: „Dem Teufel ich gefangen lag, im Tod war ich verloren, mein Sünd mich quälte Nacht und Tag, darin ich war geboren. Ich fiel auch immer tiefer drein, es war kein Guts am Leben drein, die Sünd hat mich besessen“.

Sie werden sagen: Das haben wir hinter uns. Wir sind ja schließlich evangelisch. Schnee von vorgestern.

Wirklich? Ja, wir sind nicht mehr so religiös, dass wir unser Leben als Vorstufe des ewigen Lebens ansehen, als eine Art Punktesammeln für den Jüngsten Tag. Die Verbindung nach oben ist bei uns, wenn überhaupt vorhanden, wenig entwickelt. Wir leben vor einander, vielleicht auch vor uns selbst. Aber wie leben wir?

Folgt nicht aus der Haltung, die eigene Existenz aus der eigenen Leistung zu rechtfertigen, jener gegenseitige Konkurrenzkampf, eine Lebensart, die den Kindern schon in der Schule, womöglich schon im Kindergarten, eingeprägt wird? Und dann

in der vierten Klasse der Volksschule, wenn es darum geht, ob das Kind in die höhere Schule kommt. Und dann besonders heftig wieder in der Oberstufe des Gymnasiums? Ich habe das im Religionsunterricht oft genug miterlebt, wie auch sonst sehr nette Schüler um die Note „sehr gut“ gezerft haben. Ja, ich war selbst irgendwann von diesem Leistungsdenken gepackt, legte meinen Ehrgeiz drein, die Schülerinnen und Schüler in „freiwilligen“ Nachhilfestunden auf die Eins zu trimmen und brachte ihnen gelegentlich Details bei, von denen ich wusste, dass der Schüler den Prüfer von auswärts in Verlegenheit bringt, weil der das alles gewiss nicht weiß. All das war fragwürdig genug. Aber ich fand Gefallen dran.

Das war ein ganz heiteres Spiel. Aber wozu haben wir die jungen Leute erzogen? Kameradschaft, wenn jeder der Konkurrent des anderen ist? Schonung der Schwachen? Aber wenn sich in den letzten Jahren des Gymnasiums faktisch entscheidet, ob der Strebsame später das Fünffache des Schwächeren verdient? Ist das nicht eine Art Leistungssystem, in das hinein wir die jungen Leute erziehen? Und klingen unsere christlichen Ideale von wegen „Einer trage des anderen Last“ vor diesem Hintergrund nicht merkwürdig weltfremd?

Freilich: Was ich hier feststelle, haben in letzter Zeit viele gespürt und sie haben in unserem Schulsystem mit der Gesamtschule bis hin zur Inklusion behinderter Schülerinnen und Schüler eine Art Gegenbewegung gestartet. Wir können nur hoffen, dass die Inklusion nicht einfach um der Inklusion willen ohne wirkliche Rücksicht auf die betroffenen behinderten Kinder geschieht. Möge diese notwendige und gute Gegenbewegung gegen die Abtrennung von behinderten Menschen mit wirklichem Augenmaß für die Betroffenen geschehen und dann wirklich glücken. Das wäre ein wesentlicher Schritt zur Frei-

heit nicht nur für behinderte Menschen, sondern auch für diejenigen, die als „normal“ gelten.

Nehmen wir in der Frage, ob wir heute „Freiheit“ leben, das Beispiel der Wirtschaft. Spätestens seit 26 Jahren ist fast jeder der Auffassung, zum Wirtschaftssystem des freien Marktes würde es keine Alternative geben. Das Dogma, dem fast alle unbewusst folgen, heißt: Wenn jeder das wohlverstandene Eigeninteresse wahrnimmt, kommt schlussendlich eine Art Interessenharmonie heraus. Einfacher gesagt: „Der Markt wird es schon richten“.

Das bringt es mit sich, dass in einer Branche jede Firma mit der anderen sich in einem heftigen Konkurrenzkampf befindet. Mit der Folge, dass auch im Betrieb diese Konkurrenz der Mitarbeiter untereinander immer härter wird. „Trau, schau, wem“ ist oft das klimapragende Prinzip. Und zwischen den Betrieben gibt es immer ausgeprägtere Wirtschaftskriege. Das wiederum überträgt sich auf die Politik. Ein Europa des Wettbewerbs ist zerrissen in Sieger und Unterlegene, in Nord und Süd. Ganz zu schweigen von Ländern in Afrika, die allenfalls als Rohstofflieferanten und Absatzmärkte in diesem System eine Rolle spielen. Wirkliche Entwicklungshilfe, die das Wohl des Entwicklungslandes höher gewichtet als das eigene wirtschaftliche Interesse des Geberlandes, hat es immer schwerer. Man spricht zwar großmündig von globalem Handel. In Wirklichkeit aber wird unser Globus immer mehr zum Schrumpfglobus, denn Länder, die uns „nichts bringen“, überlässt man ihrem Geschick. Jetzt, wo aus ihnen die Elendsflüchtlinge in Massen zu uns kommen, nennt man sie „Wirtschaftsflüchtlinge“, das klingt fast so ähnlich wie Wirtschaftskriminelle. Immerhin sagen einige Politiker jetzt, man müsse in ihren Heimatländern die Fluchtursachen bekämpfen.

Aber hat dieses umfassende Leistungs- und Konkurrenzsystem, in dem wir leben, unsere Welt lebenswerter und friedlicher gemacht? Was wird aus der Arbeitswelt, wenn der Wettbewerb in einer Art Marktradikalismus grenzenlos wird? Wo bleibt die demokratische Mitbestimmung und überhaupt die Politik? Werden dann nicht irgendwelche internationalen Konzerne, die einander bekämpfen, ihre Imperien und Diktaturen befestigen?

Wer so fragt, der kann mit der Gegenfrage rechnen: „Willst du etwa zurück zur Planwirtschaft?“ Dahin wird jedenfalls der, der aus der Nähe die Planwirtschaft mit all ihren Zwängen ideologischer Art erlebt hat, nicht wollen. Die Planwirtschaft ist nicht umsonst zusammengebrochen und dass Gebete und der gewaltlose Widerstand unserer Schwestern und Brüder in der DDR im Herbst 89 sehr wesentlich dazu beigetragen haben, das werden wir Christen hoffentlich nie vergessen. Hinter dieses Wunder will wohl keiner von uns zurück.

Aber es ist die Frage, die sich in unserer Generation entscheidet: Können wir unter den Zwängen und Eigengesetzlichkeiten dieses Leistungs- und Konkurrenzsystems wirklich eine soziale Marktwirtschaft aufrechterhalten? Eine Wirtschaft, die wirklich den Menschen dient und ihre Würde nicht verletzt? Wird das Gegengewicht des Sozialen, das den Kapitalismus bändigt, ihm die Grenze aufzeigt, bei uns lebendig bleiben? Wird demokratische Politik den Vorrang behalten vor den Eigengesetzlichkeiten eines globalen Wirtschaftskrieges, in dem selbst Firmen wie VW, die wir für seriös hielten, zu sehr unlauteren Mitteln greifen? Können wir im System einer totalen Konkurrenz eine Wirtschaft etablieren, die den Ländern, die nicht viel zu bieten haben, wirklich aufhilft und sie nicht einfach ihrem Elend überlässt? Und können wir, wenn aus dem Wettbewerb ein Wirt-

schaftskrieg wird, die Umwelt so schonen, dass auch unsere Enkel und Urenkel sich noch an ihr freuen können? Jetzt werden die Weichen gestellt. Bonhoeffer hat Recht wenn er sagt: „Es kommt nicht darauf an, wie wir uns aus der Affäre ziehen, sondern darauf, dass eine zukünftige Generation leben kann“.

Oder nehmen wir das Beispiel des Sportes. Es ist keine Frage, dass der Sport faktisch zum Volkserzieher Nummer Eins geworden ist. Die Fußballspiele, die wir mit Millionen anderer mit Genuss ansehen, prägen unser Verhalten. Dass Sport nur funktioniert und dass ein Spiel nur dann spannend ist, wenn alle Beteiligten gewinnen wollen und wenn sie dafür an sportlicher Leistung das Äußerste bringen, ist klar. Sport ist nun einmal größtenteils Leistungssport.

Aber wenn die Leistung absolut gesetzt wird, wenn es schließlich nur noch um das Gewinnenwollen geht, dann geht mancher Wert unter, der für den Sport so gut wie für das Zusammenleben unverzichtbar ist. Die Kameradschaft etwa oder das gemeinsame Durchstehen schwieriger Situationen. Dann wird eben der Trainer nach der vierten Niederlage von heute auf morgen gefeuert. Und dann ist ein Spieler schließlich das wert, was der Verein für ihn als Ablösesumme bezahlt hat. Dann sind die Olympischen Spiele nicht mehr Spiele, zu denen sich die Jugend der Welt trifft, sondern, religiös aufgeladen, Hochämter globaler Leistungsreligion.

Wenn der Leistungssport durch den Leistungskult usurpiert wird und wenn Firmen Sportler zu Werbezwecken verpflichten, dann ist der Sportler verdammt zum Erfolg. Wehe er hat eine Leistungskrise. Mit einem leistungsschwachen Sportler kann man nicht werben. Wenn dann ein Sportler in seiner Verzweiflung zu Doping greift und wenn er dabei erwischt und

von der Presse als „Dopingsünder“ behandelt wird, dann denke ich oft an Goethes Vers: „Ihr führt ins Leben uns hinein, ihr lasst den Armen schuldig werden, dann überlasst ihr ihn der Pein, denn alle Schuld rächt sich auf Erden“.

Doch zurück zu Luther und seiner Freiheitsschrift. Die entscheidende Befreiung von den Fesseln der Leistungsreligion findet er in Jesus Christus, in der Art, wie Jesus unsere Last und besonders das, was wir ihm und einander schuldig bleiben, auf sich nimmt und uns alles schenkt, was ihn ausmacht: Unschuld, Gerechtigkeit, Gnade, Barmherzigkeit, also all das, was wir uns und einander nur wünschen können, was aber weit jenseits dessen steht, was wir mit unserem Bemühen je erreichen. Er kleidet das in ein inniges Bild, das er aus der Mystik entlehnt: Christus als der Bräutigam, der sich mit einer jungen Frau verbindet, die eine wüste Vergangenheit hat und alles andere als ein unbeschriebenes Blatt ist. Der Bräutigam liebt sie innig und übt mit ihr völlige Güterteilung, ja er tauscht mit ihr sogar. Von ihr nimmt er alles, was als Last auf ihr liegt und was sie schuldig blieb. Und ihr gibt er alles, was das Leben schön und lebenswert macht, seine gesamte Unschuld und sein festliches Wesen. Wir dürfen uns in dieser Frau wiedererkennen, der er alles abnimmt, was gegen sie spricht, und der er alles gibt, was ihr Leben schön und reich macht. Er nennt dieses innige Geschehen den fröhlichen Wechsel und sieht darin die Quelle unseres Lebens als Christen.

Es geht dann nicht mehr darum, durch gute Werke unser Dasein vor Gott oder den Mitmenschen oder vor uns selbst zu rechtfertigen, sondern es geht nur noch darum, befreit von all diesen Zwängen, froh und frei zu leben, als sei unsere gesamte Vergangenheit mit all ihren Defiziten ausgelöscht und als wür-

de unser Leben gerade erst beginnen. Wir sind dann Osterchristen, die an Ostern durch Christus und seine Ausstrahlung in seiner Nähe neu geboren wurden.

Ich weiß, dass es uns spätgeborenen Mitteleuropäern schwer fällt, das einfach so gelten zu lassen und anzunehmen. Wir sind alle durch die Schule des europäischen Individualismus gegangen. Sieht man die deutsche Philosophie, die unsere Mentalität geprägt hat, Kant, Fichte, Nietzsche, dann wundert man sich nicht, dass das Thema Stellvertretung uns fern ist. Uns hat man beizeiten gesagt „Selbst ist der Mann“ und manche Schwäbin ist stolz drauf, bis ins hohe Alter sagen zu können „I be neamert nex schuldig“.

Aber der Kern des christlichen Glaubens und Lebens ist – jedenfalls nach Luthers Auffassung – diese Stellvertretung: Christus nimmt uns ab, was uns entstellt und was wir ihm und anderen und uns selbst schuldig blieben. Und wir leben wie am ersten Tag in der Unschuld, die er uns gibt. Unser Leben ist ein täglicher Neuanfang, wir sind lebenslang Anfänger. Aller Leistungsdruck ist damit von uns genommen. Das ist die Quelle unserer Freiheit.

Das heißt nun ganz gewiss nicht, dass wir uns faul auf die Bärenhaut legen. Und das heißt nicht, dass wir drauf los sündigen nach dem Motto, das Spötter schon damals Luther angedichtet haben: „Ich zech auf Christi Kreide“.

Nicht umsonst hat Luther neben den Satz „Ein Christenmensch ist ein freier Herr aller Dinge“ den anderen gestellt: „Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jeder-mann untertan in der Liebe“. Wobei wir derzeit daran gut tun,

das Wort „jedermann“ zu unterstreichen und ganz wörtlich zu nehmen.

Gerade wenn ich weiß, dass ich mit oder ohne meine Leistung von Gott rückhaltlos geliebt bin, gerade dann bekomme ich Lust, die Gaben und Kräfte, die er mir gegeben hat, für andere einzusetzen. Ich freue mich, dass er mich brauchen kann und ich lasse mich von ihm gern gebrauchen. Er tut unendlich viel Gutes, auch durch mich. Und ich darf mittun.

Das lutherische Arbeitsethos geht immer davon aus, dass wir aus purer Dankbarkeit, dass Gott uns liebt und an uns seine Freude hat, arbeiten. Nicht etwa, um uns selbst zu verwirklichen. Haben Sie einmal über den Begriff „sich selbst verwirklichen“, der heute viel gebraucht wird, nachgedacht? Wer zu seiner Selbstverwirklichung arbeitet, rechnet doch offenbar damit, dass er gar nicht wirklich existiert. Wenn er Christ ist, geht er davon aus, dass Gott ihn gar nicht wirklich geschaffen hat. Er will wirklich werden durch das, was er tut. Er will sich selbst verwirklichen. Er will sein eigener Schöpfer sein. Streng genommen ist das ein ganz unsinniges Unterfangen. Das kann ja nur in der völligen Depression enden. Denn wann wird der Mensch, der dafür arbeitet, sich auf die Schulter klopfen und sich sagen, dass er nun wirklich wirklich ist? Wieviel freier ist der Mensch, der arbeitet aus purer Dankbarkeit dafür, dass Gott ihn brauchen kann!

Die Berufsarbeit hat durch das lutherische Arbeits- und Berufsethos einen enormen Antrieb erhalten. Die Arbeit im Beruf und ebenso die der Hausfrau und Mutter, natürlich auch die Arbeit der ledigen Frau, ist Gottesdienst. Das heißt: Gott dient durch deine Arbeit im Beruf anderen Menschen und hilft ihnen im weitesten Sinn zum Leben. Luther hat die Arbeit im weltlichen

Beruf enorm aufgewertet. Vor ihr war ihr der Stand der Priester und Mönche weit übergeordnet. Jetzt finden sich Pfarrer und Bäcker, Schneider und Handwerker auf gleicher Ebene wieder.

Freilich war das Kriterium echter Arbeit für Luther sogenannte „ehrliche Arbeit“, wobei der Begriff nicht sagen will, wie ehrlich einer in seiner Arbeit ist, sondern „ehrliche Arbeit“ ist die Berufsarbeit, die im weitesten Sinn Menschen hilft, sich ihres Lebens zu freuen, Arbeit, die dem Leben dient. Beim Bäcker und Arzt, beim Lehrer und Koch, beim Automechaniker und bei der Hausfrau, bei der Pflegerin und beim Frisör ist es gar keine Frage, dass hier ehrliche Arbeit geschieht, dass also Gott durch solche Berufe dem Leben der Menschen dient. Knifflisch wird es erst, wenn wir über Berufe reden, in denen die Frage, ob dieser Beruf zum Leben dient, gestellt werden kann. Wenn wir im Religionsunterricht das lutherische Arbeitsethos besprochen haben, dann ließ ich meine Schülerinnen und Schüler in der Klassenarbeit darüber diskutieren, ob z.B. der Chef eines Spielkasinos, ob der Waffenfabrikant, ob die lutherische Bardame im Sinne Luthers „ehrliche Arbeit“ tut. Die Gedanken der Schülerinnen und Schüler dazu waren oft recht interessant.

Gottesdienst im Sinne Luthers ist natürlich auch die Arbeit, die ein Mensch außerhalb seines Berufes an Menschen tut, die diesen Dienst zum Leben brauchen. Wenn wir im Nothilfeverein alle vier Wochen etwa 30 bis 60 Hilfsbitten von Menschen, die in höchste Nöte kamen, bearbeiten und wenn wir das Jahr über das Geld zusammenbetteln, das wir ihnen dann als Hilfe zur Selbsthilfe geben, dann ist das Gottesdienst. Gott dient durch uns anderen, die in höchsten Nöten sind. Und selbstverständlich gilt das für jede diakonische Tätigkeit, etwa an behinderten Jugendlichen oder an strafentlassenen Menschen, an Wohnsitzlosen oder an alten Menschen im Altenheim. Das macht die

Würde all dieser Tätigkeiten aus, dass Gott selbst diese Arbeit tut und dass er uns mit unserer Arbeit hier brauchen kann. Wie kümmerlich ist da die Begründung: Wir tun das, um unsere Existenz zu rechtfertigen. Und wie sehr ist der Mensch, der mit dieser Motivation Gutes tut, hin- und hergeworfen von seinen Zweifeln. Wann kann er denn sagen, dass er jetzt seine Existenz gerechtfertigt hat? Wie sehr ist er da von seinen täglichen Stimmungen und von der Frage, ob andere ihm dankbar sind und ihn bestätigen, abhängig. Und wie frei und sattelfest ist der Mensch, der weiß: Gott selbst hilft durch meine Arbeit anderen zum Leben. Ob diese anderen das auch so sehen oder nicht, ob sie nun dankbar sind oder nur schwierig, es gilt, Gott selbst ist am Werk und ich darf mittun.

Und ganz gewiss ist die Arbeit an Menschen, die ich bis vor kurzem noch nicht kannte und die aus ganz anderen Kulturkreisen religiösen Kulturen kommen, Gottesdienst. Schon aus diesem Grund werden Christen, die wie Luther denken, sich wenig von der Furcht der Überforderung bestimmen lassen. Sie werden vielmehr tun, was ihnen möglich ist. Und sie werden immer damit rechnen, dass Gott außer uns Millionen von Menschen hat, mit denen er das tun kann, was wir nicht fertig bringen. Und noch Millionen andere, denen es in ihrer Untätigkeit unendlich langweilig ist und die er noch mobilisieren kann. Er kann ja sich aus Steinen Kinder erwecken. Schon aus diesem Grund können wir nicht genug einander in diesem Tun bestärken und Mut machen.

Wenn wir wie Luther über unser Tun und Lassen nachdenken, dann werden wir auch die Freiheit haben, dann, wenn wir überlastet sind, das zu sagen und dazu zu stehen. Nicht so, dass ich unbewusst davon ausgehe, dass wenn ich meine Grenzen spüre, andere auch an ihren Grenzen angelangt sein müssten. Aber der

Gott, an den wir glauben und der uns in seinem Tun brauchen kann, will nicht, dass wir uns kaputt arbeiten. Luther war kein ethischer Idealist, der im Grunde Helden der Arbeit kennt und Märtyrer der Arbeit verehrt. Vielleicht hätte er sogar unterschrieben, was Jürgen Moltmann kürzlich in seiner Ethik der Hoffnung geschrieben hat, dass es sogar unsittlich sei, von Menschen mehr zu erwarten, als sie leisten können. So gewiss uns Luther Mut macht, uns mit allen Gaben und Kräften dem Gott, der uns brauchen kann, zur Verfügung zu stellen, so gewiss hat der Realist Luther um unsere Hinfälligkeit und unsere Grenzen gewusst. Wenn einmal die Auffassung ausgetrieben ist, wir müssten mit unseren guten Taten unsere Existenz rechtfertigen, dann kann der Realist viel freier auch die Grenzen unseres Tuns sehen. Und es ist keine Ausflucht des Faulen, wenn wir zu diesen Grenzen stehen, sondern die Folge des Zutrauens zu dem Gott, der auf uns nicht angewiesen ist und der außer uns Ungezählte hat, deren Eifer er aktivieren kann. Auch zum Erkennen unserer Grenzen gibt uns christlicher Glaube im Sinne Luthers die Freiheit.

Luther und die christliche Freiheit. Die geschichtlich und kirchengeschichtlich Versierten unter uns werden mich nun vielleicht fragen: Wie kommt es aber, dass gerade im Luthertum das Bündnis von Thron und Altar gedeihen konnte, dass lutherische Christen immer wieder die Rechte der Herrscher von Gottes Gnaden gegen die aufkommende Demokratie befestigt haben? Wie kommt es, dass im Dritten Reich die lutherischen Kirchen im Kampf der Bekennenden Kirche durchaus nicht die Erste Geige gespielt haben, sondern eher zögerlich waren, was den Widerstand gegen den Staat und vollends was den politischen Widerstand betrifft. Woher kommt es, dass man diese Tendenz zum Arrangement mit dem Staat auch in der DDR bei lutherischen Theologen immer wieder bemerken konnte und

dass sie lange Zeit durchaus nicht auf der Seite der so genannten Bürgerrechtler standen, dass viele erst ganz zuletzt auf den Zug der Wende aufgesprungen sind? Liegt im Luthertum eben doch ein Zug zur Befestigung demokratiefeindlicher Strukturen?

Ich sehe die Gründe dieser Haltung vieler Lutheraner in einer gewissen Interpretation der Lehre von den beiden Regimenten, von der ich nicht sicher bin, ob Luther selbst sie gut geheißt hätte. Konservative Lutheraner haben seine Zwei-Reiche-Lehre dazu benutzt, ein Auseinanderreißen des kirchlichen und des politischen Bereichs zu rechtfertigen. Das konnte dann dazu führen, dass ein Pfarrer, der sich mit Einsatz seines Lebens gegen jeden Eingriff Hitlers in den Bereich der Kirche gewehrt hat, zugleich aber darauf hinwies, dass er die Politik Hitlers natürlich nicht kritisiere. Das sagte er so, nicht weil er eine geheime Sympathie zur Politik Hitlers gehabt hätte, sondern weil er davon ausging: Die Politik ist der andere Bereich, in den wir Kirchenleute nicht hineinreden dürfen. Das konnte dazu führen, dass, krass ausgedrückt, ein Kirchengemeinderat, der bei der Reichsbahn Verantwortung trug, dafür gesorgt hat, dass die Züge nach Auschwitz fahrplanmäßig fahren, dass er aber nicht wusste und auch nicht wissen wollte, was in den Zügen drin ist. Eine gewisse Schizophrenie zwischen ihrer Existenz als Christ und ihrer Existenz als gehorsamer Diener ihres Staates kann man bei lutherischen Christen gelegentlich schon feststellen. Natürlich gab es auch im Luthertum erstaunliche Ausnahmen. Aber oft bestätigt die Ausnahme die Regel.

Aus dieser Tatsache zu schließen, Luther sei ein Fürstenknecht gewesen, ist purer Unsinn. Auch wenn seine Zwei-Reiche-Lehre den Eindruck erwecken könnte, Luther habe sich für das politische Leben weniger interessiert, so war sein faktisches

Verhalten doch ganz anders, als es dieses Verständnis seiner Zwei-Reiche-Lehre nahe legt. Wenige Menschen im 16. Jahrhundert waren so sehr politisch engagiert wie Luther. Und kaum einer hat den Fürsten, wenn sie Unrecht taten, so ungeheuer die Leviten gelesen wie Luther. Nicht nur den „altgläubigen“, Fürstbischöfen, sondern ebenso den lutherischen Fürsten.

Aber seine Zwei-Reiche-Lehre, wie man sie im Lauf der Jahrhunderte verstanden hat, braucht unsere kritische Diskussion. Ich verstehe Luthers Motivation zu ihr so: Der jüngere Luther wollte mit ihr den Politiker von der Herrschaft der Kirche Roms als auch von der Gewalttätigkeit gewisser Schwärmer wie Thomas Müntzer befreien. Er wollte, dass man sie ihrer politischen Verantwortung als mündige Christen ernst nimmt, dass man ihnen nicht klerikal oder mit schwärmerisch religiösen Vorstellungen drein redet. Zwanzig Jahre später, als das landesherrliche Kirchenregiment sich mehr etabliert hatte als es Luther lieb war und Luther selbst unter der Bevormundung der Kirchen durch „lutherische“ Fürsten litt, sah er in der Zwei-Reiche-Lehre eher ein Instrument, die Kirche vor dem Zugriff des jeweiligen Fürsten zu bewahren. Die neue Luther-Biographie von Heinz Schilling – „Martin Luther, Rebelle in einer Zeit des Umbruchs“ – zeigt das m.E. deutlich. Er hat ja in allen Zeiten die Unterwerfung des Glaubens unter das politische Kalkül oder den politischen Machtanspruch gefürchtet und verabscheut. Und er hatte mit protestantischen Fürsten, die für ihre Bündnisse die Kirche einspannen wollten – ich denke hier besonders an Philipp von Hessen – ein sehr gespanntes Verhältnis. Darum war Luther ja immer auch voller Bedenken gegen evangelische „Schutz- und Trutzbündnisse“. Er witterte auch in ihnen, dass der Glaube zum Vorwand politischer Machtgier genommen und so ganz anderen Mächten unterworfen werde.

Seine Lehre von den beiden Regimenten ist ein Kapitel für sich. „Luther und die Politik“, vollends „Luther und die Demokratie“, gewiss.

Und wenn wir Luthers Hochschätzung des Staates kritisieren, könnte es sein, dass dieselben, die ihn im Lutherjahr 1983 deswegen heftig getadelt haben, heute, wo wir einen afrikanischen Staat nach dem anderen zusammenbrechen sehen, wo aus den failing states (aus zerfallenden Staaten) und failed states (bereits zerfallenen Staaten) Menschen massenweise zu uns fliehen, ganz ähnliches zum Thema Staat sagen wie einst Luther. Sie merken es oder merken es nicht. Es ist möglich, dass auch der politische Denker Martin Luther uns derzeit einholt. Dass er uns näher ist, als wir das merken.